

BENJAMIN STEVENSON

Die
**MÖRDERISCHEN
CUNNINGHAMS**

**IRGENDWEN
HABEN WIR
DOCH ALLE AUF
DEM GEWISSEN**



List

Benjamin Stevenson
Die mörderischen Cunninghams

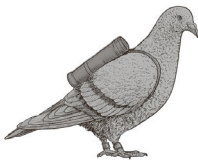
BENJAMIN STEVENSON

DIE MÖRDERISCHEN CUNNINGHAMS

IRGENDWEN HABEN WIR DOCH
ALLE AUF DEM GEWISSEN

Kriminalroman

Aus dem Englischen
von Robert Brack



List

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Die Originalausgabe erschien 2022
unter dem Titel *Everyone in my family has killed someone*
bei Michael Joseph,
ein Imprint von Penguin Random House,
in Sydney, Australien



List ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH
www.ullstein.de

ISBN 978-3-471-36057-6

© 2022 by Benjamin Stevenson
© der deutschsprachigen Ausgabe
2023 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten
Gesetzt aus der Janson Text
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Für Aleesha Paz.

Endlich ein Buch für dich.

Aber eigentlich sind sie dir alle gewidmet.

»Geloben Sie, dass Ihre Detektive die Verbrechen rechtschaffen und ehrlich aufklären werden, indem diese sich nur der Geisteskräfte bedienen, die Sie ihnen verliehen haben, und sich weder auf göttliche Offenbarung, weibliche Intuition, Hokuspokus, Täuschenspielertricks, Zufall oder Gottes Willen verlassen wollen?«

Schwur der Mitglieder des 1930 gegründeten »Detection Club«, einer Vereinigung von Kriminalschriftstellern, darunter Agatha Christie, G. K. Chesterton, Ronald Knox und Dorothy L. Sayers.

- 1) Der Verbrecher muss bereits früh in der Geschichte auftauchen, aber es darf niemand sein, dessen Gedankengängen der Leser bereits gefolgt ist.
- 2) Alle übernatürlichen oder abseitigen Mächte werden als Ursache des Geschehens ausgeschlossen.
- 3) Es sind maximal ein verschlossenes Zimmer oder ein geheimer Durchgang erlaubt.
- 4) Keine bisher unbekannten giftigen Substanzen dürfen verwendet werden sowie keine Verabreichungsarten, deren Funktion einer längeren wissenschaftlichen Erklärung bedarf.
- 5) Hinweis des Autors: Hier wurden unsensible historische Begriffe gestrichen.

- 6) Kein Zufall darf dem Detektiv zu Hilfe kommen, genauso wenig darf er über eine nicht nachvollziehbare Intuition verfügen, die ihn auf den richtigen Weg führt.
- 7) Der Detektiv darf nicht der Täter sein.
- 8) Der Detektiv darf keinen Spuren folgen, deren Vorhandensein dem Leser vorenthalten wurde.
- 9) Der dumme Freund des Detektivs, der Watson, darf keine Gedanken vorenthalten, seine Intelligenz sollte ein bisschen, nur ein kleines bisschen niedriger sein als die des durchschnittlichen Lesers.
- 10) Zwillinge und Doppelgänger dürfen nicht auftreten, es sei denn, wir wurden auf ihr Erscheinen tunlichst vorbereitet.

*Die 10 Gebote des Detektivromans
von Ronald Knox, 1929*

PROLOG

Irgendwen haben wir doch alle auf dem Gewissen. Für meine Familie, jedenfalls, ist das zutreffend: Jeder in meiner Familie hat jemanden umgebracht. Die Überflieger unter uns sogar mehr als eine Person.

Ich möchte nicht übertrieben dramatisch klingen, es ist ganz einfach die Wahrheit, und als ich vor der Aufgabe stand, dies hier aufzuschreiben, auch wenn es mir schwerfällt mit nur einer Hand, habe ich mir vorgenommen, strikt bei der Wahrheit zu bleiben. Das mögen Sie für naheliegend halten, aber moderne Kriminalromane vergessen das mitunter. In ihnen geht es mehr um die Tricks, die der Autor draufhat: um die Asse im Ärmel anstatt um die Karten auf der Hand. Im Goldenen Zeitalter des Kriminalromans spielte Ehrlichkeit eine große Rolle, bei den Christies und den Chestertons. Ich weiß das, denn ich schreibe Bücher darüber, wie man Bücher schreibt. Es gibt nämlich Regeln dafür. Ein Typ namens Ronald Knox, der damals zu den Großen gehörte, schrieb sie auf und nannte sie ein wenig hochtrabend »Die Zehn Gebote«. Sie stehen auf der ersten Seite dieses Buchs als Epigراف, das die meisten Leserinnen und Leser überschlagen. Aber glauben Sie mir, es lohnt sich, darauf zurückzugreifen. Vielleicht sollten Sie ein Eselsohr machen. Ich möchte Sie an dieser Stelle nicht mit allzu vielen Details langweilen, aber es läuft auf Folgendes hinaus: Die wichtigste Regel aus dem Goldenen Zeitalter lautet Fairplay.

Natürlich ist das hier kein Roman. All das ist mir wirklich zugestoßen. Aber letzten Endes geht es darum, dass ich einen

Mord aufklären muss. Mehrere sogar. Jetzt greife ich aber schon sehr weit vor.

Tatsächlich lese ich jede Menge Kriminalromane. Und ich weiß, dass heutzutage in vielen dieser Bücher ein »unzuverlässiger Erzähler« sein Unwesen treibt, der uns die ganze Zeit Lügen aufischt. Und ich weiß auch, dass man mich wegen meiner Darstellung der Ereignisse vielleicht ebenfalls in diese Ecke drängen möchte. Deshalb strebe ich das genaue Gegenteil an. Sie dürfen mich als *zuverlässigen* Erzähler bezeichnen. Alles, was ich ihnen erzähle, wird der Wahrheit entsprechen oder zumindest der Wahrheit, wie sie sich mir zu einem bestimmten Zeitpunkt darstellte. Nehmen Sie mich beim Wort.

Ich werde mich auch an Knox' Gebote Nr.8 und 9 halten, denn in diesem Buch bin ich Watson *und* Detektiv, bin Autor wie auch Aufklärer, ich sammle Spuren und Indizien und verberge keineswegs meine Gedanken. Kurz gesagt: Mir geht es um Fairplay.

Das lässt sich sogar belegen. Falls sie nur an blutrünstigen Details interessiert sind, finden Sie die Todesfälle in diesem Buch – solche, die stattfinden oder von denen berichtet wird – auf Seite 22, Seite 54, Seite 73, ein Doppelangebot auf Seite 78 und ein Hattrick auf Seite 85. Dann dauert es eine Weile, aber es geht weiter auf Seite 113, Seite 221 (ungefähr), Seite 231, Seite 238, Seite 242, irgendwo zwischen Seite 255 und 263 (schwer zu sagen), Seite 274 und Seite 367. Ich verspreche, dass dies der Wahrheit entspricht, es sei denn, der Setzer hat beim Umbruch gepfuscht. Es gibt nur eine Lücke in der Handlung, und die ist so groß, dass man mit einem Lkw hindurchfahren könnte. Ich tendiere dazu, zu viel zu verraten. Es gibt keine Sex-Szenen.

Und sonst?

Sie möchten vielleicht meinen Namen wissen. Ich heiße Ernest Cunningham. Das klingt ein bisschen altmodisch, deshalb nennen die meisten mich Ernie. Ich hätte das gleich zu Beginn

sagen sollen, aber ich habe nur versprochen, zuverlässig zu sein, nicht kompetent.

Angesichts dessen, was ich Ihnen eingangs gesagt habe, ist es schwierig, einen Anfang zu finden. Wenn ich sage *Jeder in meiner Familie*, dann bezieht sich das auf meine Seite des Stammbaums. Auch wenn meine Nichte Amy einmal ein verbotenes Erdnussbutter-Sandwich zu einem Betriebsausflug mitgebracht hat und ihr Personalchef beinahe daran gestorben ist, würde ich sie nicht sehr weit oben auf der Liste ansiedeln.

Sehen Sie, wir sind keine Familie von Psychopathen. Einige von uns sind gute Menschen, einige nicht, manche haben einfach nur Pech gehabt. In welche Kategorie ich gehöre? Das habe ich noch nicht herausgefunden. Außerdem ist da noch diese Kleinigkeit mit einem Serienkiller namens *Black Tongue*, der irgendwie in der Geschichte mit drinhängt, und ein Bargeldbetrag in Höhe von zweihundertsiebenundsechzigtausend Dollar, aber dazu kommen wir noch. Ich weiß, dass Sie sich jetzt wahrscheinlich eine ganz bestimmte Frage stellen. Ich sagte: *Jeder*. Und ich habe versprochen, nicht zu tricksen.

Habe ich jemanden umgebracht? Ja, habe ich.

Und wen?

Fangen wir an.

MEIN BRUDER

KAPITEL I

Der Lichtstrahl, der sich hinter den Vorhängen bewegte, sagte mir, dass mein Bruder vorgefahren war. Als ich nach draußen ging, bemerkte ich zuerst, dass der linke Scheinwerfer nicht funktionierte. Und dann das Blut.

Der Mond war bereits untergegangen, bis zum Sonnenaufgang dauerte es noch, aber selbst in der Dunkelheit erkannte ich sofort, welche Bewandtnis es mit den Spritzern auf dem zersplitterten Scheinwerfer und den Schlieren auf dem verbeulten Radkasten hatte.

Eigentlich bin ich keine Nachtteule, aber Michael hatte mich eine halbe Stunde zuvor angerufen. Es war einer dieser Anrufe, bei denen man angesichts der Uhrzeit nicht davon ausgeht, dass es um einen Lotteriegewinn geht. Einige meiner Freunde rufen mich manchmal nach dem Feiern aus einem Uber an, um mir brühwarm von ihrer Nacht zu berichten. Michael tut das nicht.

Außerdem stimmt das nicht ganz. Leute, die mich nach Mitternacht anrufen, sind nicht meine Freunde.

»Ich brauche deine Hilfe. Jetzt gleich.«

Er hatte schwer geatmet. Keine Nummer auf dem Display, er rief aus einer Telefonzelle an. Oder einer Bar. Die folgende halbe Stunde verbrachte ich zitternd, obwohl ich eine dicke Jacke angezogen hatte. Ich wischte ein rundes Guckloch in den feuchten Film auf der Fensterscheibe, um besser sehen zu können. Schließlich hatte ich die Warterei aufgegeben und mich aufs Sofa gesetzt, bis das Licht seines Scheinwerfers rötlich hinter meinen Augenlidern aufgeflammt war.

Das Geräusch des Motors wurde lauter, als der Wagen endgültig vor dem Haus zum Stehen kam, dann stellte Michael ihn ab. Die Lichter ließ er brennen. Ich schlug die Augen auf, ließ meinen Blick kurz über die Decke gleiten, als wollte ich mir diesen Wendepunkt meines Lebens vergegenwärtigen, dann ging ich nach draußen. Michael saß im Wagen, den Kopf aufs Lenkrad gelegt. Ich lief durch das grelle Scheinwerferlicht und klopfte ans Fahrerfenster. Michael stieg aus. Er war aschfahl im Gesicht.

»Sieht aus, als hättest du noch mal Glück gehabt«, sagte ich und deutete mit dem Kopf auf den kaputten Scheinwerfer. »Kängurus sind echt die Pest.«

»Ich hab jemanden angefahren.«

»Hm-hm.« Ich war noch nicht ganz wach und registrierte nur am Rande, dass er *jemanden* und nicht *etwas* gesagt hatte. Ich wusste nicht, wie Leute in solchen Situationen reagieren, also dachte ich, es wäre am besten, wenn ich Verständnis signalisierte.

»Einen Mann. Voll getroffen. Er liegt hinten drin.«

Schlagartig war ich wach. *Hinten drin?*

»Was zum Teufel meinst du mit *hinten drin?*«

»Er ist tot.«

»Liegt er auf dem Rücksitz oder im Kofferraum?«

»Was spielt denn das für eine Rolle?«

»Hast du was getrunken?«

»Nicht viel.« Er zögerte. »Vielleicht ein bisschen.«

»Auf dem Rücksitz?« Ich machte einen Schritt zur Tür, streckte den Arm aus, aber Michael hob warnend die Hand. Ich hielt inne und sagte: »Wir müssen ihn ins Krankenhaus bringen.«

»Er ist tot.«

»Wollen wir jetzt ernsthaft darüber streiten?« Ich fuhr mir mit der Hand durch die Haare. »Michael, komm schon, bist du sicher?«

»Kein Krankenhaus. Sein Hals ist verdreht. Der Schädel zur Hälfte eingedrückt.«

»Ich würde lieber einen Arzt draufschaauen lassen. Am besten wir rufen Sof-«

»Dann erfährt es Lucy«, unterbrach er mich. Es klang sehr verzweifelt, der Subtext war klar: *Lucy wird mich verlassen.*

»Alles wird gut.«

»Ich hab was getrunken.«

»Aber nur ein bisschen«, erinnerte ich ihn.

»Ja.« Er machte eine Pause. »Nur ein bisschen.«

»Die Polizei hat sicher Verstand-«, begann ich, aber wir wussten beide, dass der Name Cunningham, wenn er in einer Polizeistation ausgesprochen wurde, böse Geister zum Leben erweckte. Das letzte Mal, dass wir mit Polizisten in einem Raum waren, war während der Beerdigung, ein Meer aus blauen Uniformen. Ich war groß genug gewesen, um mich den ganzen Tag am Unterarm meiner Mutter festzuhalten, aber auch zu klein, um irgendetwas anderes tun zu dürfen. Kurz stellte ich mir vor, was Audrey jetzt von uns denken würde, wie wir hier fröstelnd im Morgengrauen herumstanden und uns über einen Toten unterhielten. Ich schob den Gedanken lieber beiseite.

»Er ist nicht tot, weil ich ihn überfahren habe. Jemand hat ihn erschossen, und *dann* hab ich ihn überfahren.«

»Hm-hm.« Ich bemühte mich, so zu klingen, als würde ich ihm glauben, aber es gibt durchaus Gründe dafür, warum meine schauspielerischen Aktivitäten sich größtenteils auf stumme Rollen in Schultheateraufführungen beschränken: Tiere auf dem Bauernhof, Mordopfer, Gestrüpp. Ich streckte erneut die Hand nach dem Türgriff aus, aber Michael stellte sich dazwischen.

»Ich hab ihn nur aufgehoben. Ich dachte ... weiß auch nicht ... es wäre besser, als ihn auf der Straße liegen zu lassen. Und dann wusste ich nicht mehr weiter und bin hergekommen.«

Ich sagte nichts dazu, nickte nur. Der Familie widersetzt man sich nicht.

Michael wischte sich mit der Hand über den Mund und ließ sie dort. Das Lenkrad hatte eine kleine rötliche Delle in seine Stirn gedrückt. »Es spielt doch keine Rolle, wo wir ihn hinbringen«, sagte er schließlich.

»Okay.«

»Wir sollten ihn begraben.«

»Okay.«

»Hör auf damit.«

»In Ordnung.«

»Du sollst aufhören, mir zuzustimmen.«

»Dann bringen wir ihn ins Krankenhaus.«

»Bist du auf meiner Seite oder nicht?« Michael warf einen Blick auf den Rücksitz, stieg in den Wagen und startete den Motor. »Ich bring das in Ordnung. Steig ein.«

Natürlich würde ich einsteigen. Keine Ahnung, warum. Vielleicht weil ich mir einbildete, wenn wir erst mal im Auto säßen, könnte ich ihn zur Vernunft bringen. Tatsächlich aber wusste ich es besser. Wenn dein großer Bruder vor dir steht und dir erklärt, alles wird gut, dann spielt es keine Rolle, wie alt du bist – ob fünf oder fünfunddreißig. Wenn dein großer Bruder sagt, er bringt das in Ordnung, dann glaubst du ihm. Familie eben.

Ganz kurz: Zu diesem Zeitpunkt der Geschichte bin ich eigentlich schon achtunddreißig und einundvierzig wenn sie zu Ende erzählt ist, aber ich dachte, wir können ein paar Jahre unterschlagen, damit mein Verlag an die großen Namen ran kommt, wenn es darum geht, einen passenden Schauspieler für die Verfilmung zu finden.

Ich stieg ein. Unter dem Beifahrersitz stand eine Nike-Sporttasche mit geöffnetem Reißverschluss. Vollgestopft mit Geldscheinen. Nicht etwa ordentlich gefüllt mit Bündeln, die, wie im Film, mit Gummibändern oder Banderolen aus Papier zusammengehalten werden, sondern so vollgestopft, dass die Scheine sich schon im Fußraum verteilten. Ich fand es eigenartig, meine Füße daraufzustellen, es war wirklich viel Geld.

Und sehr wahrscheinlich hatte der Mann auf dem Rücksitz deswegen sterben müssen. Ich schaute nicht in den Rückspiegel. Okay, kurz hab ich es versucht, aber ich konnte nur einen dunklen Schatten erkennen, der eher wie ein konturloses Loch aussah als ein Körper. Jedes Mal, wenn die Umrisse deutlicher wurden, schaute ich weg.

Michael startete den Motor und fuhr rückwärts aus der Einfahrt. Ein Schnapsglas oder so was Ähnliches fiel vom Armaturenbrett und rollte unter den Sitz. Ein leichter Geruch nach Whiskey hing in der Luft. Ausnahmsweise einmal war ich froh, dass mein Bruder gerne Joints in seinem Wagen rauchte, denn die Marihuana-Ausdünstungen der Polster überdeckten den Geruch des Todes. Der Kofferraumdeckel klapperte, als wir über die Bordsteinkante fuhren.

Ein schrecklicher Gedanke schoss mir durch den Kopf. Der Scheinwerfer *und* der Kofferraum waren demoliert – als hätte Michael etwas zweimal gerammt.

»Wohin fahren wir?«, fragte ich.

»Hm?«

»Weißt du, wo du hinwillst?«

»Ach so. Nationalpark. In den Wald.« Michael schaute mich kurz an, konnte mir aber nicht in die Augen sehen. Also warf er einen Blick auf den Rücksitz, was er sofort bereute. Er beeilte sich, nach vorn zu schauen. Dann fing er an zu zittern. »Ich weiß auch nicht. Ich hab noch nie eine Leiche verscharrt.«

Wir waren bereits mehr als zwei Stunden unterwegs, als Michael entschied, dass wir nun über genug Feldwege gerumpelt waren. Er lenkte den klappernden Wagen auf eine Lichtung und hielt an. Ein paar Kilometer zuvor hatten wir die Feuerwehrrasse verlassen und waren querfeldein gefahren. Bis zum Sonnenaufgang konnte es nicht mehr lange dauern. Über allem lag eine dünne, hell schimmernde Schneeschicht.

»Hier ist es gut«, sagte Michael. »Alles klar bei dir?«

Ich nickte. Oder bildete es mir ein. Anscheinend bewegte ich mich keinen Millimeter, denn Michael schnippte mit dem Finger vor meinem Gesicht, um mich aus meiner Trance zu reißen. Mir gelang das schwächste Kopfnicken in der Geschichte der Menschheit, als wären meine Nackenwirbel eingerostet. Für Michael genügte es.

»Nicht aussteigen«, sagte er.

Ich starrte geradeaus. Hörte, wie er die hintere Beifahrertür öffnete, sich zu schaffen machte und den Mann – dieses Loch in der Welt – aus dem Wagen zog. Mein Gehirn bäumte sich auf, wollte, dass ich etwas unternahm, aber mein Körper weigerte sich. Ich konnte mich nicht bewegen.

Nach einigen Minuten kam Michael zurück. Er schwitzte und hatte Dreck im Gesicht. Sich auf dem Lenkrad abstützend in den Wagen gebeugt, forderte er mich auf: »Komm, hilf mir graben.«

Meine Glieder entspannten sich. Ich nahm an, dass der Boden gefroren war, erwartete leises Knirschen unter den Schuhsohlen, aber dann sanken meine Füße ohne Widerstand bis über die Knöchel ein. Ich schaute nach unten. Der Boden war gar nicht schneebedeckt, sondern von Spinnweben überzogen. Die Netze breiteten sich zwischen den hohen Grashalmen aus, vielleicht einen Fuß hoch über dem Grund, lagen so dicht übereinander und waren so strahlend weiß, dass sie wie eine feste Oberfläche aussahen. Was ich für glitzerndes Eis gehalten hatte, waren hell schimmernde feine Fäden. Michaels Fußspuren wirkten wie tiefe Löcher in einer Puderwüste. Die Spinnweben überzogen die gesamte Lichtung. Es sah majestätisch aus, ganz friedlich. Ich versuchte, den klumpigen Schatten in der Mitte dieses Netzes zu ignorieren, wo Michaels Fußspuren endeten. Ich folgte ihm. Es war, als würde ich durch eine schwebende Nebelschicht stapfen. Er führte mich ein Stück weit von der Leiche weg, wahrscheinlich damit ich nicht in Ohnmacht fiel.

Michael hatte eine Maurerkelle, aber er forderte mich auf,

mit den Händen zu graben. Ich weiß nicht, wieso ich mich darauf einließ. Während der ganzen Fahrt hatte ich erwartet, dass Michael wieder von der Angst überwältigt würde, die sich in dem Zittern geäußert hatte, als wir losgefahren waren. Ich dachte, irgendwann würde ihm klar werden, was er angerichtet hatte, und er würde umkehren. Im Gegenteil. Er lenkte den Wagen aus der Stadt hinaus in die Morgendämmerung und wurde immer ruhiger und stoischer.

Er hatte ein altes Handtuch ausgebreitet, das den Großteil der Leiche bedeckte. Trotzdem konnte ich einen weißen Ellbogen sehen, der wie ein abgebrochener Ast auf dem Spinnennetz lag.

»Nicht hinschauen«, sagte er jedes Mal, wenn ich einen Blick darauf warf.

Wir gruben eine weitere Viertelstunde, dann hörte ich auf.

»Mach weiter«, sagte Michael.

»Er bewegt sich.«

»Was?«

»*Er bewegt sich*. Sieh doch.«

Und tatsächlich, das Spinnennetz zitterte, und zwar mehr, als ein Luftzug es bewirkt hätte. Was eben noch wie eine Schneedecke ausgesehen hatte, verwandelte sich in einen wallenden weißen Ozean. Ich konnte es regelrecht spüren, als wäre ich selbst die Spinne, das Zentrum dieses Nervensystems.

Michael hörte auf zu graben und schaute auf.

»Setz dich ins Auto.«

»Nein.«

Michael ging hinüber und zog das Handtuch weg. Ich folgte ihm und sah jetzt zum ersten Mal den ganzen Körper. Oberhalb der einen Hüfte war ein glänzender dunkler Fleck. *Jemand hat ihn erschossen, dann hab ich ihn überfahren*, hatte Michael gesagt. Ich war mir nicht sicher. Schussverletzungen kannte ich bis dahin nur aus Filmen. Am Hals des Mannes konnte ich eine Ausbuchtung erkennen, es sah aus, als hätte er einen Golf-